Sein letzter Wunsch

Skizze von Karl Bröger

Der pensionierte Werkmeister Jakob Leichtinger, von seinen Freunden und Bekannten kurzweg „Gobl" genannt, saß wieder einmal mit seinem Spezi im Wirtshaus und genoß das Leben.

Dieser Spezi war der Arbeitsinvalide Gustav Meindl, sonst auch „Aschanti" geheißen, weil er in der Tat einige Zeit auf Volksfesten und Jahrmärkten den wilden Mann aus Zentralafrika gespielt und zum Entzücken wie zum Gruseln der maulaufsperrenden Zuschauer erlegte Kaninchen zerrissen und teilweise verspeist hatte.

Seit Jahren litt „Aschanti" an unheilbarem Knochenfraß und humpelte mühsam auf zwei Krücken durch die Welt, war aber unentwegt und zu jeder Tageszeit im Wirtshaus zu finden und dort das Urbild des fidel schnakelnden und pfeifenden Lebens. Unfehlbar kam jeden Tag die Stunde, wo dieses Häuflein Elend seine überquellende Lebenslust frei lassen mußte, was mit einer schrillen, dem Ton einer rostigen Säge verblüffend ähnlichen Stimme geschah und mit diesem schönen Lied:

Wenn mei Vater a Stieglitz wär
Und mei Mutta a Zeisla,
Wär i statt im Wirtshaus halt
In an Vuglheisla.

Es mag schönere Lieder geben, und ganz bestimmt gab es bessere Sänger. Für „Aschanti" und seinen Freund Gobl war dieser Sang die Höhe aller Gefühle, und oft genug mußte der gewesene Kannibale sein Lied ein halbes Dutzendmal wiederholen, was „Aschanti" gern, solang die Stimmbänder mitmachten, auch tat.

Damit allein bestritten aber der „Gobl" und der „Aschanti" die Unterhaltung keineswegs, wenn die Unterhaltung auch regelmäßig mit dem schönen Leiblied der beiden zu endigen pflegte. Sie hatten genug anderen Stoff, waren sich einig in ihrer Begeisterung für technische Dinge und kannten sich darin gut aus, trotzdem sie praktisch nichts mehr mit Maschinen zu tun hatten.

Der „Gobl" schloß eben einen längeren Vortrag über Flugzeuge und Flugwesen mit der bestimmten Versicherung ab, ihn würden sie nicht verbrennen, bevor er nicht geflogen wäre. Alles hätte er in seinem Leben ausprobiert, die Eisenbahn, das Fahrrad als Hochrad wie als Niederrad, das Auto und vor zwei Jahren sogar noch das Motorrad. Eine Schande wäre es da für einen alten Maschinisten, wenn er abkratzen sollte, ohne einmal geflogen zu sein, zehn Mark für einen Rundflug wären schon gespart, und die lumpigen paar Mark, die noch fehlten, müßten auch noch her.

Auf diese Rede „Gobls" genehmigte sich der „Aschanti" erst einen langen Schluck und wischte umständlich den Seehundsbart. Der „Aschanti", zwanzig Jahre jünger als sein unternehmungslustiger Freund, fühlte sich durch den kühnen Elan etwas betroffen und auch ein wenig davon verärgert, daß der „Gobl" fliegen wollte. Er versuchte sich daher zunächst mit einigen Witzen über die Fliegerei im allgemeinen und über den Fimmel „Gobls" im besonderen, doch fielen diese Witze recht ledern aus und veranlaßten „Gobl" nur, mit beiden Händen abzuwehren. Also wurde ernsthaft über die Flugpläne gesprochen und vom „Aschanti" zunächst einmal bezweifelt, daß jemand mit 76 Jahren noch in ein Flugzeug gelassen würde. In diesem Alter wäre der Mensch empfindlich gegen jede Art von Fahrerei, am meisten sicher gegen das Herumgondeln in der Luft.

Ueber diese Besorgnis seines besten Freundes mußte der „Gobl" aber nur lächeln. Wer in seinem Leben soviel gefahren sei und mit den verschiedensten Vehikeln, dem mache das bißchen Starten und Landen bei einem Flug nichts aus, meinte der „Gobl" und wiederholte aufs neue und noch bestimmter die Absicht, vor seiner Verbrennung unbedingt erst einmal zu fliegen. Der „Aschanti" nuckelte brummend an seiner Holzpfeife, aus der ein schandbarer Qualm kam, wünschte dem „Gobl" einen gelinden Hals- und Beinbruch und wandte sich einem anderen Gespräch zu.

Fünf Wochen später war ein großes Schau- und Wettfliegen und die ganze Bevölkerung der Stadt dazu eingeladen. Der „Gobl" sah sich nun endlich am Ziel seiner Wünsche. Das Geld für einen Flug rund um die Stadt hatte er beisammen, und von diesem Geld hatte er sogar noch eine flotte Mütze angeschafft, weil er eine solche Mütze für notwendig hielt. Sie war sehr schön blau, zeigte vorn zwei gekreuzte Propeller aus Messingblech und saß verwegen auf dem silberweißen Schopf „Gobls".

„Der „Aschanti" humpelte auf seinen Krücken neben „Gobl" her und platzte vor neugieriger Erwartung, ob der „Gobl" wirklich fliegen dürfe oder ob er wegen seines Alters zurückgewiesen würde. Der „Aschanti" glaubte fest an die Ablehnung und hatte darauf eine Wette über fünf Liter Bier abgeschlossen.

Diese Wette verlor der „Aschanti" glänzend, weil es dem Führer des kleinen Sportflugzeugs nicht im Traum einfiel, nach dem Alter „Gobls" zu fragen.

Mit fast jugendlicher Leichtigkeit kletterte der Jakob Leichtinger in seinen Sitz hinter dem Führer, schwenkte die blaue Mütze übermütig und schrie dem „Aschanti" noch einige Worte zu, die aber vom Lärm des anspringenden Motors verschlungen wurden.

Leicht hüpfte das Flugzeug dreimal, viermal in die Höhe, löste sich dann spielend vom Boden und schwebte herrlich frei seine Bahn. Ueber diesem schönen Anblick vergaß der „Aschanti" fast seinen Aerger wegen der mit Glanz verlorenen Wette und winkte dem „Gobl" mit beiden Händen nach, solang das Flugzeug in Sicht war.

Der Jakob Leichtinger saß ruhig und gelassen auf seinem Sitz, in dem er zur besseren Sicherheit festgeschnallt war, sah rechts und links die Häuser der Stadt als winziges Puppenspielzeug und fühlte sich sehr behaglich und ohne jede Spur von Furcht. Nur dazwischen krabbelte ein wunderlicher Druck vom Magen zur Herzgrube herauf, doch gar nicht beängstigend oder unangenehm.

Bei einer Kehre, die das Flugzeug machen mußte, um auf den Flugplatz zurückzukommen, wurde dieser Druck stärker, doch ehe der Jakob Leichtinger zum rechten Bewußtsein dieser Empfindung kam, sank schon sein silberweißer Kopf leicht hintenüber.

Als das Flugzeug wieder über seinem Ausgangspunkt erschien, schaute sich der „Aschanti" schier die Augen aus dem Kopf.

Warum winkte denn der „Gobl" nicht?

Ursprünglich hielt auch der Flugzeugführer den Zustand nur für eine Ohnmacht, doch stellte ein rasch beigezogener Arzt einen Herzschlag fest, der den pensionierten Werkmeister Jakob Leichtinger während des Flugs betroffen hatte.

Das Gesicht des Toten zeigte einen vollkommen friedlichen, ja glücklichen Ausdruck. Der „Gobl" hatte ein schönes und schmerzloses Ende gefunden, und noch ein volles Jahr, um das er den „Gobl" überlebte, wußte der „Aschanti" von dieser ersten und zugleich letzten Luftfahrt seines besten Freundes begeistert zu berichten.

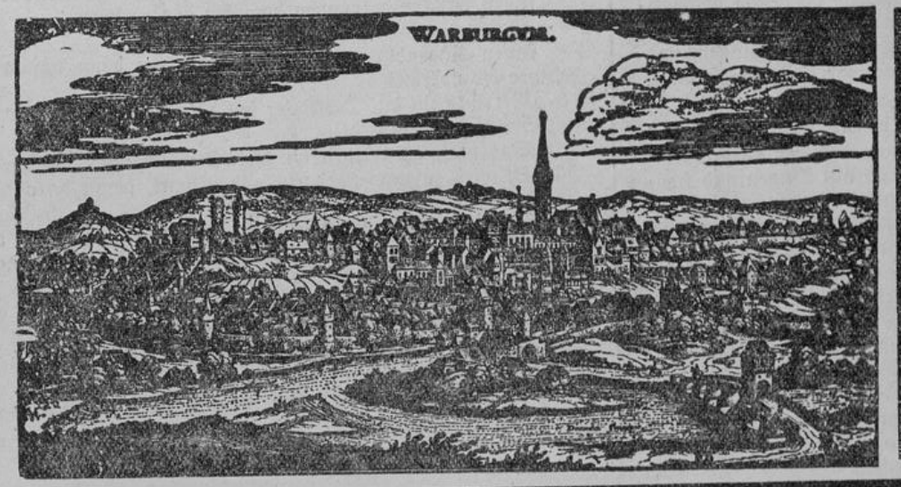
Ein Schweineglück hätte er gehabt der „Gobl", denn auch sein letzter Wunsch wäre ihm vom Leben erfüllt worden. Bescheiden fügte der „Aschanti" hinzu, auch er hätte bei der Sache Glück gehabt und meinte damit die hoffnungslos verlorenen fünf Liter Bier.

Gezahlt hat der „Aschanti" die Wette übrigens trotzdem, wenn auch nur sich selbst, als er die fünf Liter nach und nach, auf das Andenken „Gobls" trank.

Wenn der Motor zuckerkrank ist...

Pferde essen gern Zucker. Das ist eine bekannte Tatsache. Der Motor aber... Ein Schweizer behauptet, diese Frage verneinen zu müssen. Er hatte sein Motorrad von der Werkstatt geholt, wo es ausgebessert worden war. Aber er blieb schon in der nächsten Ortschaft stecken. Als man nach der Ursache forschte, stellte ein Sachverständiger fest, daß der Vergaser durch Zucker verstopft war. Daraufhin verklagte der Mann zwei seiner Freunde, die der Abfahrt beigewohnt hatten. Er warf ihnen vor, sie hätten seiner Maschine aus Schabernack Zucker eingeflößt. Dagegen verwahrten sich die Beschuldigten mit aller Entschiedenheit. Und man hat nun das Gutachten eines Motorrad-Doktors angefordert, der die zuckerkranke Maschine des näheren auf Herz und Nieren untersuchen soll. Die beiden Missetäter sehen der Diagnose mit begreiflicher Spannung entgegen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 94 | 27. November 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Arbeb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(9. Fortsetzung)

Bedenken Sie! Es ist etwas anderes, hinter dem Pflug zu gehen, die Sense zu schwingen und das Korn zu mahlen, als in der stillen Studierstube am Mikroskop zu arbeiten.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Das soll nicht heißen, daß das eine geringer ist als das andere. Nur überlegen Sie, ob Sie den Tausch wirklich wagen können. Das Schlimmste, was einen Menschen je treffen kann, ist, wenn er eine voreilige Tat bereut. Sie haben immerhin noch zehn Tage Zeit. Gehen Sie zu Ihrem Vater. Überlegen Sie immer wieder. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Gefühle ehre und daß ich auch weiß, daß ein Erbhof eine genau so heilige Überlieferung ist, wie es für mich, der ich eben in einem Gelehrtenhause geboren, die Überzeugung war, in der Wissenschaft das Werk meiner Väter fortsetzen zu müssen."

Der Geheimrat stand auf.

„Lieber junger Freund, ich werde das, was Sie mir gesagt haben, vorläufig selbstverständlich für mich behalten und mich nur ganz im stillen nach einem Herrn umsehen, der für Sie einspringen kann, wenn Sie Ihren Entschluß ausführen. Prüfen Sie sich und lassen Sie mich nach Berlin Ihre Entscheidung wissen.

Nur bedenken Sie auch, daß nicht jeder sich die Mühe geben wird, Ihre Beweggründe so zu verstehen, wie ich es tue.

Sie werden von vielen verkannt werden. Es wird manchen geben, der Ihnen andere Motive unterlegt. Das alles müssen Sie bedenken. Und nun, mein lieber Untermann, gehen Sie mit Gott. Ich habe heute allerdings eine Enttäuschung erlebt und mir den Verlauf unserer Unterredung ganz anders vorgestellt, aber ich drücke Ihnen die Hand. Ich werde nie aufhören, Ihren Weg mit aufrichtigstem Interesse zu verfolgen."

Benedikt war tief ergriffen.

„Ich danke Ihnen, mein hochverehrter Herr Geheimrat. Ich will tun, was Sie mir raten, und — seien Sie überzeugt — es ist ein schwerer Entschluß."

Er raffte sich auf, denn er fühlte, daß er kaum noch Herr seiner Bewegung war, und verließ eilig das Zimmer.

Der Geheimrat sah ihm nach.

„Schade! Nein, nicht schade! Der wird ein ganzer Kerl bleiben, wo er auch steht. Und — ich glaube, er handelt richtig."

Benedikt Untermann ging wieder zum Bahnhof, um die gleiche Fahrt zu machen wie gestern.

Trotzdem, trotz allem, was der Geheimrat gesagt, war ihm leichter um das Herz; denn innerlich fühlte er, daß der alte Herr ihn begriff.

Wieder in Osnabrück! Wieder eine Stunde des Wartens und ein seltsamer Gedanke: Was würde wohl Maria Schulten sagen, wenn sie wüßte, welche Gedanken er in seinem Herzen hatte?

Er stand auf dem Bahnhof und hatte Glück, daß er eben zum Mittagszuge zurechtkam. Eigentlich hätte er wieder den Kopf schütteln können. Seit sieben vollen Monaten hatte er den Weg in den Heidehof nicht gefunden, jetzt war es innerhalb vierundzwanzig Stunden schon das drittemal, daß er in der Bahn saß.

Als er dann denselben Weg wanderte, den er in der Nacht gegangen, war ihm sonderbar zumute. Traurig und weihevoll zugleich. Nein, der Geheimrat hatte nicht gezürnt, aber er hatte ihm auch nicht gesagt: Tue das oder das! Er hatte nicht befohlen und nicht einmal geraten, sondern die Entscheidung in sein eigenes Herz zurückverwiesen. Warum war Gott grausam und gab ihm kein Zeichen?

Benedikt stieg den letzten Berg empor, über den der Nichtweg führte, und der Heidehof lag vor ihm.

Es war ein wundervoller Wintertag; die helle Sonne blinkte jetzt auf dem glitzernden Schnee, der das Strohdach bedeckte. Sonne blinkte in den blanken Scheiben der Fenster, und es sah aus, als lachten sie. Als seien sie fröhlich, während sie gestern so schwarz und traurig dagestanden! Und die Tauben, die der Knecht mit dem Besen scheuchte, flogen mit blinkendem Gefieder um den rauchenden Schornstein. Ein Bild des Friedens, der Heimat!

Benedikts Gesicht wurde froh. Mit raschen, energischen Schritten legte er das letzte Wegstück zurück und trat in die Diele.

Sie war leer, aber auf dem großen Herd, über dem an schwerem Haken der Urväter Kochkessel hing, prasselte das Feuer. Drüben, wo an der einen Seite der Stall abschloß, brüllten die Rinder. Von der Wand glitzerte das alte Zinngeschirr herab, das seit Jahrhunderten dort gehangen, und immer wieder stieg dieses eine Wort vor ihm auf: Heimat!

In der niederen, vorderen Wohnstube saß der Vater im großen Lehnstuhl, hatte den Kopf gesenkt und sah grübelnd zu Boden. Er bemerkte nicht einmal, daß der Sohn eingetreten war. Am Fenster standen blühende Tulpen und Hyazinthen, die, in Gläsern gezogen, zur Weihnachtszeit erblüht waren. Über dem Sofa hing das alte Christusbild, und auf ihm ruhte jetzt der letzte Sonnenstrahl, der durch die Eisblumen des Fensters in das warme Zimmer geschlichen. Es war, als umspiele den Mund des Erlösers ein liebes Lächeln.

„Guten Tag, Vater!"

Dietrich Untermann hob müde den Kopf.

„Du hier, Benedikt?"

Er setzte sich ihm gegenüber.

„Vater, warum bist du so traurig?"

„Ach, laß nur. Wie solltest du es verstehen, wenn es Kaspar und Ferdinand nicht begriffen."

„Haben sie wirklich auf den Hof verzichtet?"

„Sie haben ihn verachtet. Ich habe es ja selbst kaum anders getan. Morgen gehe ich aufs Erbhofgericht und gebe ihn meinem Bruder Wenzel."

„Nein, Vater!"

„Ich muß ja! Darf nicht einmal verkaufen. Recht geschieht es mir altem Esel. Hab's ja nicht anders gewollt."

Fest sah Benedikt ihn an.

„Der Heidehof darf nie in andere Hände kommen, solange ein Untermann Söhne hat."

„Soll ich Kaspar oder Ferdinand zwingen?"

„Du hast drei Söhne."

Mit völlig nicht verstehenden Augen sah der Vater ihn an.

„Wenn du einverstanden bist, werde ich den Stadtrock ausziehen, und du wirst mich lehren, ein Bauer zu werden."

Dietrich Untermann starrte ihn an: „Warum machst du Scherze?"

„Ich habe nie in meinem Leben ernster gesprochen."

„Du — du willst —?"

„Bauernblut bleibt Bauernblut. Ja, Vater, ich will; denn ich habe das feste Bewußtsein, daß Gott es will."

„Du? Du?"

Dietrich war aufgestanden. Da sprach vor ihm sein Jüngster. Der einzige von seinen Söhnen, dem gegenüber er immer ein Gefühl der Befangenheit in der Seele gehabt.

„Du?"

„Ja, Vater, es ist mein fester Entschluß, und ich bitte dich um dein Einverständnis."

„Mein Junge!"

Und in diesem Augenblick vergaß er den jungen Herrn Professor und preßte ihn an sich.

Mutter Christine trat ein. Sie war an diesem Morgen die einzige gewesen, die sich Mühe geben mußte, ihre Freude nicht allzu laut zu zeigen. Nun war ja alles gut! Ganz sicher mußte der Vetter Wenzel tüchtig Geld herausrücken, und dann — sie sah sich im Geiste schon in der Stadt. Und jetzt war auch der Benedikt da! Er konnte nur Gutes bringen, wenn er heute schon wiederkam.

Als sie ihn jetzt an des Vaters Brust sah, wurde sie nur in dieser Überzeugung bestärkt und sagte in mütterlichem Stolz: „Darf ich gratulieren?"

Er richtete sich auf.

„Ja, Mutter, ich habe soeben dem Vater gesagt, daß ich heute beim Geheimrat gewesen. Ich werde Bauer und übernehme den Heidehof."

„Benedikt?"

„Ja, denn es ist meine Pflicht."

Frau Christine fuhr auf.

„Was ist das für eine Dummheit? Was hast du dem Benedikt in den Kopf gesetzt! Was —"

Sie fuhr auf Dietrich Untermann los, aber der Sohn trat dazwischen.

„Der Vater hat mir nichts in den Kopf gesetzt. Ich bin aus freien Stücken gekommen, um ihm das zu sagen."

„Du?"

Einen Augenblick war sie sprachlos, um dann um so heftiger loszubrechen:

„Verrückt bist du! Der Vater hat dich verrückt gemacht!"

Sie begann zu weinen.

„Das muß ich erleben an dir! Die Schande! Darum habe ich alles zusammengedarbt und gespart, damit du auf die Universität konntest. Darum —"

Benedikt blieb ganz ruhig.

„Ich komme soeben von meinem Gönner, Geheimrat Wislizenus."

Christine fuhr wieder auf:

„Hast ihm vielleicht schon gesagt, was der alte Trottel da dir eingetrichtert? Bist wohl schon mit Schimpf und Unehre fortgejagt? Wie?"

„Nichts von alledem, Mutter. Gewiß habe ich ihm alles gesagt, was seit gestern in meinem Herzen vorgegangen."

„Und er?"

„Er hat mich verstanden."

„Wirst ein netter Assistent gewesen sein, wenn er jetzt froh ist, dich loszuwerden."

„Nein. Er hat begriffen, daß es in mir ist wie ein Ruf Gottes. Er zürnt mir nicht und hat mich mit seinen besten Wünschen entlassen."

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Es — Benediktus — um Christi und der heiligen Jungfrau willen — es ist dein Ernst?"

„Mein fester Entschluß!"

„Du, du willst ein gewöhnlicher Bauer werden?"

„Mutter, auch ich war mit auf dem Bückeberg und habe es aussprechen hören, daß der Stand, der den Acker bebaut und dem ganzen Volke das Brot gibt, der erste ist unter allen."

Ein verzweifeltes Nichtverstehen war über Christine gekommen; sie schrie auf und fiel in den Stuhl.

„Weine nicht, Mutter. Ich bitte dich, weine nicht und versuche zu fühlen wie Vater und ich. Nun bleibe ich bei euch. Heute gehe ich noch einmal zur Stadt, um alles zu ordnen. Von morgen ab bin ich nichts als dein Sohn, der lernen will, seiner Väter würdig zu werden."

Christine sah ihn stumm an, dann stand sie auf und ging aus dem Zimmer. Der Alte hatte dabeigesessen und den Sohn angeschaut. Die große Freude, die ihn im ersten Augenblick übermannt hatte, war wieder in seinen Augen verglommen. Seine Blicke glitten an des Sohnes schlanker, seiner Gestalt hinunter. In dem langen schwarzen Rock erschien er ihm noch feingliedriger, als er war, und seine Hände waren weiß und gepflegt. War das ein Mann, der ein Bauer werden konnte? Waren diese Hände fähig, einen Pflug zu halten? Wußte Benedikt, der ja immer nur in kurzen Ferientagen daheim gewesen, was es hieß, Bauer zu sein? War es nicht nur ein rascher Gedanke, ein unüberlegter Schritt?

Jetzt stand er auf. Eben ging Frau Christine aus dem Hause. Er wußte, wohin sie ging: In die Kirche, zur Beichte!

„Du — Sohn —"

Benedikt fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Wirst du auch nicht bereuen, wirst du —?"

Ein Lächeln lag jetzt um Benedikts Mund.

„Ich werde schon können."

Dann warf er den Kopf zurück und griff nach dem Hut.

„Leb' wohl, Vater!"

(Fortsetzung folgt)

Der Hut Napoleons

Skizze von Joachim H. Wohl

Wir hatten St. Helena nach stürmischer Ueberfahrt zusammen mit der Afrikaexpedition des französischen Barons G. erreicht, der seinem auf der Reise durch den schwarzen Erdteil entstandenen Tonfilm — er lief übrigens auch in Deutschland — einige patriotisch gefärbte Schlußszenen anfügen wollte, für die er mit Recht keinen würdigeren äußeren Rahmen finden zu können glaubte als die Stätte, an der der Nationalheros der Franzosen sein Leben beschloß. Eines Tages stießen wir im Süden der Insel auf ein kleines, schmuckes Fachwerkhäuschen von der Art, wie man sie in der Normandie häufig trifft. Es lag auf der Hochfläche eines längst erloschenen Vulkans, und da allein die Bauart des Hauses das Interesse meines Begleiters erregte, beschlossen wir, ihm aus der Nähe einen Besuch abzustatten.

Leichter gesagt als getan! Der Steilabhang vor uns war unpassierbar; erst nach längerem Suchen entdeckte Baron G. den einzigen Weg, der in schmalen Serpentinen über den Kamm des Berges hinweg zu dem Hause führte.

Ein verhutzeltes Männchen mit schlohweißem Haar nahm uns an der Gartenpforte in Empfang. Wir folgten dem Greis durch den Vorgarten, dessen üppige Pflanzenpracht in grotteskem Gegensatz zu der Felseinöde ringsum stand, und begrüßten in der Diele des Hauses auch Madame Déjan.

Die Freude der beiden, die sich in einem Schwall von Worten entlud, war sicher ehrlich und überzeugend; denn wie oft im Jahr verirrte sich wohl ein Fremder — und noch dazu, wie Baron G., ein prominenter Angehöriger der „Grande nation"! — in diesen Weltwinkel.

Während Madame den Kaffee bereitete, saßen wir in dem blitzsauberen Wohnzimmer und hörten mit halbem Ohr auf die Klagelieder über die schlechten Flachspreise, die der Alte in Ermangelung eines besseren Gesprächsthemas angestimmt hatte.

Endlich hielt es mich nicht länger. Ich deutete auf den alten, abgetragenen Zweispitz mit der französischen Kokarde, den wir sofort bei unserem Eintritt unter einem bauchigen Glasbehälter auf der Vitrine bemerkt hatten, und fragte — wohl allzu naiv — nach dem Ursprung der seltsamen Reliquie.

Armand Déjan fuhr hoch, als habe ihn eine Tarantel gestochen. Ein zorniger Blick aus den buschigen Augen traf mich. „Ah — ich vergaß, Monsieur sind kein Franzose!" entschuldigte er sich dann jedoch mit höflicher Geste. „Sonst würden Sie wissen, daß es einer jener Hüte ist, wie sie Napoleon ständig getragen hat."

Er trippelte auf die Vitrine zu, nahm den Hut unter dem Glasbehälter hervor und legte ihn behutsam vor uns auf den Tisch. „Wenn es Sie nicht langweilt, erzähle ich Ihnen gern seine Geschichte!"

„Langweilt? — Im Gegenteil!" Baron G. machte eine chevalereske Handbewegung. Gefesselt betrachtete er das eigenartige Stück, und ein begehrliches Leuchten glomm in seinen Augen.

„Sehen Sie, Messieurs", begann der Greis, „ich bin ein Enkel jenes André Déjan, der zusammen mit vier Generalen Seiner Majestät freiwillig in die Verbannung folgte. Mein Großvater freilich war nur Diener beim Kaiser, und Napoleon hinterließ ihm kurz vor seinem Hinscheiden außer einer beträchtlichen Summe Geldes als Andenken auch jenen Hut, der jetzt vor Ihnen liegt."

„Aber sollte das möglich sein?" staunte Baron G.

Der Greis nickte. „Es ist die reine Wahrheit, Monsieur Bitte, hier sehen Sie die letztwillige Verfügung mit der eigenhändigen Unterschrift unseres unsterblichen Kaisers! Von dem ausgesetzten Legat kaufte sich mein Großvater dieses Anwesen in unmittelbarer Nähe seines unvergeßlichen Herrn und der Hut hat sich durch zwei Generationen hindurch auf mich vererbt. Es ist übrigens der gleiche Hut, den der Kaiser während der Feldzüge in Italien und Oesterreich und später wieder auf St. Helena getragen hat. Im Kriege gegen Preußen und Rußland trug er einen anderen Hut, den, wenn ich nicht irre — —"

Er lief mit kurzen Schritten zum Bücherschrank, der fast ausschließlich Napoleonliteratur enthielt, blätterte in einem dickleibigen Wälzer und kreischte dann mit triumphierender Stimme: „Hier steht es: ‚Diesen Hut haben die Preußen nach der Schlacht von Belle-Alliance erbeutet.' Und in der Fußnote hier lesen Sie, daß ein zweiter Hut des Kaisers, der die Schlachten von Rivoli und Marengo und später St. Helena miterlebt hat, als verschollen gilt! ‚Verschollen', Messieurs Man sollte den Chronisten noch nachträglich steinigen! Denn jedermann auf der Insel weiß, daß die teure Reliquie seit drei Generationen den Ehrenplatz im Hause glühender französischer Patrioten einnimmt!" — —

„Was werden Sie tun?" fragte ich Baron G., als wir hinabstiegen.

„Den Hut kaufen!" entgegnete er. „Das Stück ist echt: ich kenne seine Geschichte. Der Alte hat mir keinerlei Neuigkeiten erzählt." —

Am nächsten Tag waren wir wieder bei dem Alten Baron G. ging ohne Umschweife auf sein Ziel los, und er bot eine geradezu phantastische Summe für den Hut des Kaisers.

Was ich erwartet hatte, trat ein: der Greis war außer sich vor Entrüstung, und wäre nicht Madame Déjan dazwischengekommen, so hätte er uns sicher hinausgeworfen. Niemals sei ihm die Reliquie feil, nie und nicht für alles Geld der Welt.

Da spielte Baron G. seinen letzten Trumpf aus. „Auch dann nicht, wenn ich Ihnen beweise, daß ich ein direkter Nachfahre des Generaladjutanten Gaspard Baron G. bin, der zusammen mit den Generalen Montholon, Bertrand und Las Cases und mit Ihrem Ahnen freiwillig die Verbannung Napoleons auf St. Helena teilte?"

Unserem Gegenüber blieb vor Erstaunen das Wort im Halse stecken.

„Ist das die Wahrheit?" keuchte er endlich. Und nachdem der Baron ein paar Familiendokumente auf dem Tisch ausbreitete, die der Greis kritisch betrachtete: „Aber dann sind wir ja Kameraden, Monsieur, Kameraden der unsterblichen Tradition unseres Kaisers! Daß mich der Himmel diesen Tag noch erleben läßt! Wie konnte ich gestern, als ich Ihren Namen hörte, auch nur im Zweifel sein!" Er schluchzte vor Freude und drückte ein über das andere Mal die Hand meines Begleiters.

„Das natürlich, Monsieur", fuhr er nach längerer Pause fort, „ändert die Lage von Grund auf. Selbstverständlich ist das teure Erinnerungsstück bei Ihnen besser und würdiger aufgehoben als in der armseligen Behausung von zwei alten Leuten, die stets in Sorge waren, was mit der Reliquie wohl geschehen würde, wenn uns der Himmel in Kürze abberuft. — Aber Geld, Monsieur, will ich nicht. Kinder blieben uns versagt, und wir beide haben alles, was wir brauchen. Nein — Armand Déjan schenkt Ihnen den Hut des Kaisers!" —

Mit zwei Trägern, den Hut zu holen, stiegen wir am Tage danach den Serpentinensteig hinauf. Begleitet von tausend Segenswünschen des Greisenpaares, das Tränen der Rührung vergoß, machten wir uns, nachdem die Glaskonsole mit dem Hut vorsichtig mit Holzwolle und Werg umwickelt und in die Kiste gesetzt worden war, an den Abstieg.

Und da, an einer Stelle, an der der Fußsteig knapp anderthalb Meter breit war, geschah das Unheil. Einer der Träger rutschte aus: die Kiste polterte zu Boden. Die Gewalt des Aufschlages löste den nur lose aufgenagelten Deckel, und ehe jemand von uns zufassen konnte, glitt die sorgsam verpackte Glaskonsole über den Steilabhang in die Tiefe.

Sie zerkrachte ein paar Meter unterhalb auf einem Felsvorsprung, und aus dem Gewirr splitternden Glases löste sich der Hut Napoleons, der gleiche Hut, der die Schlachten von Rivoli und Marengo miterlebt hatte. 1797 und 1800, nicht wahr? Er stand für Sekunden fest im Raum, und es sah aus, als besänne er sich: dann aber kollerte das Stückchen Tuch, den Gesetzen der Schwerkraft folgend, in unaufhaltsamen, grotesken Sprüngen den Abhang hinab, bis es zwischen dürren Flechten und Dornengestrüpp auf halber Berghöhe unseren Blicken entschwand.

Drei Tage suchte eine Kolonne von Menschen, angefeuert durch die hohe Belohnung, die Baron G. für die Auffindung des Hutes ausgesetzt hatte, jeden Winkel im Tal und auf den Berghängen ab. Alle Mühe blieb vergebens. Die im Süden der Insel überreich auftretenden Wildziegen, denen man allgemein eine besondere Vorliebe für manche Erzeugnisse der Tuchindustrie nachsagt, hatten wohl längst ganze Arbeit getan ...